

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 9 (2002)
Heft: 97

Artikel: Wenn Juden wie Nazis spechen : über Ironie in Zeiten der Verfolgung
Autor: Kalkofen, Rupert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn Juden wie Nazis sprechen

Über Ironie und Humor in Zeiten der Verfolgung

Was ändert sich am ironischen Verfahren jener, die diskriminieren, dadurch, dass diejenigen, die damit beschimpft werden sollen, es ihrerseits übernehmen und untereinander einsetzen? Oder umgekehrt gefragt: Wann und wie kippt die Reproduktion von ursprünglich antifaschistischer Ironie in ihrer Wirkung in deren Gegenteil? – Gedanken über ironisches Sprechen im Dritten Reich.

von Rupert Kalkofen

Victor Klemperer (1881–1960) war Professor für romanische Philologie an der TH Dresden, bevor ihn die Nazis, weil er Jude war, 1934 aus dem Amt vertrieben. Er überlebte die Verfolgung vor allem deshalb, weil sich seine nicht-jüdische Frau nicht von ihm scheiden liess und die zahllosen Drangsalierungen mit ihm teilte. Für Klemperer war Philologie, war Sprach- und Literaturwissenschaft nicht ein Brotberuf, sondern eine Art, die Welt wahrzunehmen, und so beobachtete und notierte er in all den Jahren, wie sich Ausdehnung und Herrschaft des Nationalsozialismus in der Sprache des Alltags zeigten. Seine Vorstellung von Sprache war, dass sie die Gedanken sowohl ausdrückt als auch formt. Richtige Sprache hat insofern mit richtigem Denken zu tun. Deshalb war die Beobachtung der Sprache für ihn so aufschlussreich.

1947 veröffentlichte er die Auswertung seiner Beobachtungen in Buchform. Im 23. Kapitel, »Die Sprache des Siegers«, schildert er, wie die zwangsweise in einem Haus zusammenlebenden Juden untereinander ironisch sprechen. Vor allem geht es um den Obmann der Gruppe, den Arzt »Dr. P.«.

DIE SPRACHE DES SIEGERS

»Er eignete sich alle judenfeindlichen Äusserungen der Nazis, speziell Hitlers, an und bewegte sich immerfort derart in dieser Ausdrucksweise, dass wahrscheinlich er selber nicht mehr beurteilen konnte, wieweit er den Führer, wieweit er sich selber verspottete und wieweit ihm diese Sprechart der Selbsternidrigung zur Natur geworden war. So hatte er die Gewohnheit, keinen Mann seiner Judentruppe anzureden, ohne die Bezeichnung Jude vor seinen Namen zu setzen. ›Jude Löwenstein, du sollst heute die kleine Schneidemaschine bedienen.‹ [...] Die Angehörigen der Gruppe gingen erst scherhaft, dann gewohnheitsmäßig auf diesen Ton ein. [...]«

Unterhielt man sich in den Esspausen über irgendein Problem unserer Lage, so zitierte der Obman die einschlägigen Sätze Hitlers mit solcher Überzeugung, dass man sie für seine eigenen Worte und Überzeugungen halten musste. Mahn erzählte etwa, gestern bei der Abendkontrolle sei es in der 42 sehr glimpflich zugegangen. Die Polizei stehe ja in offenem Gegensatz zur Gestapo, die älteren Beamten zumindest seien durchweg alte Sozialdemokraten. [...] Sofort erklärte Dr. P.: »Der Marxismus trachtet danach, die Welt planmäßig in die Hand des Judentums überzuführen. Ein andermal war von einem Aktienunternehmen die Rede. In überzeugtem Ton sagte der Doktor: ›Auf dem Umweg der Aktie schiebt sich der Jude in den Kreislauf der na-

tionalen Produktion ein und macht sie zum Schacherobjekt.‹ Als ich später Gelegenheit fand, das Kampfbuch gründlich zu studieren, kamen mir lange Sätze ungemein bekannt vor; sie stimmten eben genau mit dem überein, was ich für mein Tagebuch an Aussprüchen unseres Obmanns auf Zetteln festgehalten hatte. Er hat lange Sätze des Führers auswendig gekonnt.

Wir nahmen die Schrullen, um nicht zu sagen: diese Besessenheit des Obmanns manchmal belustigt, manchmal resigniert hin. Mir selber schien sie symbolisch für die gänzliche Unterworfenheit der Juden. Dann kam Bukowzer zu uns, und nun hatte der Frieden ein Ende. Bukowzer war ein alter, schwerleidender und jähzorniger Mann, der das Deutschtum, den Liberalismus und das Europäertum seiner Vergangenheit bereute und in heftigste Erregung geriet, wenn er von jüdischer Seite ein Wort der Abneigung oder auch nur der Lauheit dem Judentum gegenüber hörte. Die Äusserungen unseres Obmanns trieben ihm jedesmal die Adern an den Schläfen und auf dem gänzlich kahlen Schädel strangdick hervor, und immer wieder schrie er: »Ich lasse mich nicht diffamieren, ich dulde nicht, dass unsere Religion diffamiert wird!« Seine Wut reizte den Doktor zu weiteren Zitaten, und manchmal befürchtete ich einen Schlaganfall Bukowzers. Aber er schrie, er keuchte nur immer wieder das Lieblings-, das Renommierfremdwort Hitlers: »Ich lasse mich nicht diffamieren!« Erst der 13. Februar hat die Feindschaft der beiden LTI-Hörigen beendet: sie liegen unter den Trümmern des Judenhauses in der Sporergasse begraben. ... (Am 13. Februar 1945 war Dresden bombardiert worden.)

DISKRIMINIERENDE FUNKTION

Das Prinzip der hier geschilderten ironischen Verfahren ist immer daselbe, es lässt sich darum auch in seinem einfachsten Vorkommen untersuchen. Das ist die Übernahme der herabsetzend gemeinten Anrede »Jude« statt »Herr«. Ein einfaches Verfahren, schon im Munde der Diskriminierer, die das eine Wort, die immer gleiche Anrede mit »Herr«, durch das jeweils immer gleiche andere Wort ersetzen.

Was ändert sich an diesem Verfahren dadurch, dass diejenigen, die damit beschimpft werden sollen, es ihrerseits übernehmen und untereinander einsetzen? Auf der Ebene der Worte und der Formulierung ändert sich bemerkenswerterweise gar nichts. Die neue Funktion und neue Bedeutung, die diese Redeweise gewinnt, wird ganz allein durch die neue Situation erzeugt, in der sie verwendet wird (ein für das Nachdenken über Sprache grundsätzlich wichtiger Punkt). Die innerjüdische Verwendung dieses Sprechens untergräbt nämlich not-

wendigerweise dessen diskriminierende Funktion. Sie kann den als «Jude» Angeredeten schlechterdings nicht zu seinem Nachteil von der Gemeinschaft der Nicht-Juden ausgrenzen, weil der Sprecher selber ein Jude ist. Es gibt in dieser Sprechsituation also keinen Anwesenden, der sich sprachlich als Nicht-Juden und darum als besser darstellen könnte. So verändert allein die Situation die Bedeutung der Worte. Sie bedarf keines weiteren Ironiesignals, um das Gesagte, das sie unverändert übernommen hat, in sein Gegenteil zu verkehren.

SEITENWECHSEL

Soweit so gut. Was aber soll die ironische Redeweise, die nicht meint, was sie unmittelbar sagt, und die nicht direkt sagt, was sie indirekt meint, in dieser Situation? Der Sinn der Ironie liegt immer (auf je eigene Art) in dieser Spannung zwischen vordergründig Gesagtem und hintergründig Gemeintem. Er liegt in der gefährdeten Beziehung zwischen beiden, die das Gelingen der Kommunikation zu einer wertvollen, weil gefährdeten und besonders unsicheren Sache macht – dafür ist das Glück des Verstehens, und zwar nicht nur des Ausgesagten, sondern auch des kühnen, virtuosen Aussagens, bei allen Beteiligten um so grösser.

Die Funktion der ironischen Diskriminierung erweist sich in der Situation der Verfolgung als dreifache. Erstens erlaubt die Wiederholung der Verfolger-Rede dem Sprecher, die Position des Verfolgten, in der er sich real selbst befindet, wenigstens scheinbar für einen Augenblick, für einen Sekundenbruchteil zu verlassen. Indem er wie einer der Verfolger spricht, tritt er auf deren Seite und hört auf, ein Verfolger zu sein.

Dieser Seitenwechsel ist freilich nicht von Dauer, denn die Beteiligten wissen oder erkennen schnell, dass die sprachliche Herabsetzung nicht gemeint sein kann, weil der Sprecher in Wirklichkeit selbst eben dieser Diskriminierung ausgesetzt ist. Er kann sie also nicht gemeint haben. Und er hat sie auch nicht gemeint, wie sein aussersprachliches Verhalten insgesamt bestätigt, da er sich nicht wie ein aggressiver Antisemit verhält. Auch dieser aussersprachliche Faktor spricht gegen die herabsetzende Bedeutung der vordergründigen Rede. Damit ist die zweite Funktion der ironischen Rede erreicht, nämlich das Gegenteil des Gesagten in erkennbarer Weise zu meinen. Und in diesem Fall ist die nicht-diskriminierende Bedeutung der vordergründig diskriminierenden Rede eine Kritik an deren herabsetzender und bedrohender Funktion.

Wenn also die ironische Verwendung des Nazi-Jargons dessen Absichten in Wirklichkeit gar nicht teilt, warum macht sie ihn dann überhaupt nach? Die dritte Funktion der ironischen Rede setzt die beiden anderen voraus und fügt ihnen ein neues Element hinzu. Der Sprecher, der die diskriminierende Rede scheinbar übernimmt, obwohl er in Wirklichkeit selbst ihr Opfer ist, dieser Sprecher zeigt, dass er souverän genug ist, diese Rede im Munde zu führen, obwohl er sie in Wirklichkeit zu fürchten hat. Und es ist diese Furcht, über die seine ironische Rede triumphiert, von der sie sich unbeeindruckt zeigt, obwohl die Furcht in Wirklichkeit vorhanden ist. Dieser Anschein einer Distanz zu dem, was einen wahrlich, und vor allem negativ, beeindrucken könnte, trägt den Namen «Humor».

WAS IST HUMOR?

Sigmund Freud – dessen Arbeit «Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten» aus dem Jahre 1905 der vorliegende Artikel das meiste verdankt – hat die Leistung des Humors deutlich benannt:

«Der Humor hat nicht nur etwas Befreidendes wie der Witz und die Komik, sondern auch etwas Grossartiges und Erhebendes, welche Züge an den beiden anderen Arten des Lustgewinns aus intellektueller Tätigkeit nicht gefunden werden. Das Grossartige liegt offenbar im

Triumph des Narzismus, in der siegreich behaupteten Unverletzlichkeit des Ichs. Das Ich verweigert es, sich durch die Veranlassungen aus der Realität kränken, zum Leiden nötigen zu lassen, es beharrt dabei, dass ihm die Traumen der Aussenwelt nicht nahegehen können, ja es zeigt, dass sie ihm nur Anlässe zu Lustgewinn sind. [...] Der Humor ist nicht resigniert, er ist trotzig, er bedeutet nicht nur den Triumph des Ichs, sondern auch den des Lustprinzips, das sich hier gegen die Ungunst der realen Verhältnisse zu behaupten vermag.» (Sigmund Freud, Der Humor, Studienausgabe Bd. 4, Psychologische Schriften, Ffm. 1970, S. 275–282, hier S. 278.)

Dass die Verwendung des drohenden Nazi-Jagons durch die Bedrohten selbst tatsächlich, wie hier beschrieben, komisch wirkt, kommt in einer ganz anderen Szene zum Ausdruck, die nicht Klempener festgehalten, sondern Edgar Hilsenrath (aber höchstens zur Hälfte) erfunden hat. Sie steht in seinem teil-autobiographischen Roman «Nacht» von 1964, der in einem Getto spielt. Im vierten Kapitel des ersten Teils versucht die Hauptfigur Ranek einen Schlafplatz in einer Wohnung zu bekommen, woran ihn einer der dort schon Einquartierten, Sigi, hindern will, indem er den Zugang zur Wohnung in der offenen Tür versperrt. Im Innern der Wohnung sitzen Männer beim Kartenspiel.

Er sagte zu Ranek: «Wir kennen das ... einmal drin ... dann kriegt man euch Gesindel nicht mehr raus.»

«Schmeiss ihn raus», sagte der Mann am Fenster wieder, «der blufft doch nur.»

«Los!», sagte Sigi, «hier ists eng genug, auch ohne dich.»

Das war nicht misszuverstehen.

«Hau dem Jud eins runter, Sigi!», die Männer lachten und liessen die Karten wieder kreisen. «Moische, du gibst die nächste Runde.» Ranek stand wie angewurzelt. Aber nichts geschah.

Dass die zweite Handlungsanweisung an Sigi nicht, wie die des Mannes am Fenster, ernst gemeint ist, zeigt das Lachen der Männer. Der Grund muss die ironische Verwendung der diskriminierenden Anrede sein, die mit Freuds Sprachtheorie, nicht aber mit Klempeners Sprachkritik zu erkennen ist. Klempener übersieht, dass Dr. P.'s lange, wörtliche Hitlerzitate die Ironiesignale auf die Situation und das Unangemessene der Platzierung beschränken, mit denen er das Halbggebildete und Wahnhaftie der nationalsozialistischen Weltanschauung, die alles Böse immer auf die Juden zurückführte, stumm bzw. ironisch hervortreten lässt.

Es bleibt allerdings die Frage, warum Dr. P., wenn er denn soviel Distanz, wie hier behauptet wird, zu sich hatte, es immer wieder zum Streit mit Bukowzer kommen liess.

DISTANZIERUNGSLEISTUNG

Der Schlüssel dazu liegt in der Indirektheit des ironischen Sprechens und in der entsprechenden Gefährdung seines Gelingens. Bukowzer ist als Choleriker zu der Distanzierungsleistung von Ironie und Humor gerade nicht in der Lage. Darum muss er den emotional verständlichweise hoch besetzten Nazi-Jargon in seiner primären Bedeutung wahrnehmen und bleibt der Unmittelbarkeit seines Jähzorns hilflos ausgeliefert. Das ist aber gerade, was Ironie und Humor überwinden, weshalb Bukowzer sich als Gegenteil und Opfer der ironisch-humoristischen Distanzierungsleistung anbietet, die ihr Können von seinem Nicht-Können, von der Unmittelbarkeit seines Jähzorns immer wieder bestätigt sieht. Das hat sie eigentlich nicht beabsichtigt. Ihr Gelingen will bloss die aussersprachliche Erzeugung von Überlegenheit. Bukowzer hingegen produziert durch sein Nichtverstehen der Ironie seinen realen Jähzorn und wird so zum aussersprachlichen Opfer

eines sprachlichen Manövers. Für den Humoristen wiederum muss die Versuchung unwiderstehlich sein, sich die Überlegenheit dem realen Leiden gegenüber durch die aussersprachliche Reaktion von jemandem, der die Ironie nicht versteht, bestätigen zu lassen. Und da es sich nicht um mehr als eine harmlose Quälerei handelt, wird auch seine Distanz zu sich selbst durch diese kleine Eitelkeit nur wenig beeinträchtigt.

Die Ironie des Dr. P. ist jedenfalls nicht «symbolisch für die gänzliche Unterworfenheit der Juden», und Klemperers Sprachkritik ist wenig geeignet, die Wege ironischen Sprechens angemessen nachzuzeichnen. Das hat Victor Klemperer freilich nicht daran gehindert, in Gestalt seiner Tagebücher ein Dokument zu hinterlassen, dessen inhaltliche wie literarische Qualität bei der posthumen Veröffentlichung im Jahre 1995 für eine mittlere Sensation sorgte. Man muss eben offensichtlich doch nicht unbedingt wissen, was man tut, damit man «richtig», d.h. gut sprechen oder gut schreiben kann.

Rupert Kalkofen, 1958, lebt und arbeitet seit über zehn Jahren als Literatur- und Kulturwissenschaftler in St.Gallen (Pädagogische Hochschule und Universität). Er hat das 1999 erschienene zweibändige Werk *<St.Gallen, Geschichte einer literarischen Kultur, Kloster – Stadt – Kanton – Region>* redaktionell betreut. Seit drei Jahren ist er Mitglied im Verwaltungsrat der Verlagsgemeinschaft St.Gallen VGS

Literatur:

Klemperer, Victor: *<LTI [=Lingua Tertiī Imperii/Sprache des Dritten Reiches]. Notizbuch eines Philologen>*. Leipzig: Reclam 1996, 361 S.
ISBN: 3-379-00759-5, KNO-NR: 06 46 84 77; 26.80 sFr.
Klemperer, Victor: *<Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945>*. 8 Bde. Hrsg. v. Walter Nowojski u. a. Berlin: Aufbau 1999 (Aufbau Taschenbücher Bd. 5514). ISBN: 3-7466-5514-5,
KNO-NR: 08 22 21 44; 54 sFr.
Hilsenrath, Edgar: *<Nacht>*. Roman. Neuausg. München: Piper 1996 (Serie Piper Bd. 1137). ISBN: 3-492-21137-2, KNO-NR: 06 17 85 37; 18.50 sFr.

Foto: Leo Boesinger





weiterhin bei

teo jakob späti

Spisergasse 40
9000 St. Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch

COMEDIA

Die aktuelle Buchhandlung. Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen, Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

UNSERE FAVORITEN IM APRIL

BUCH: WOMAN ARTISTS Künstlerinnen im 20. und 21. Jahrhundert. **JEAN-CLAUDE IZZO** Aldebaran [Roman aus Marseille!].
PEDRO JUAN GUTIERREZ Schmutzige Havanna Trilogie [Roman]. **COMIC: DAREDEVIL** Visionen von Frank Miller [Band 1+2].
FROM HELL von Alan Moore/Eddie Campbell [In einem Band!]. **MUSIK: TANIA LIBERTAD** Costa Negra [Wunderschönes Album der afroperuanischen Sängerin]. **LES SOEURS DIABATÉ** Mama, Sayon and Sona Diabaté: Donkili Diarabi [Guinean Lovesongs].

www.comedia-sg.ch mit WorldMusic-Katalog, unseren Buch-, CD- und Comic-Tipps und dem grossen Medienkatalog

Das singende Känguru vom Rösslitor

Volker Rosin und andere fröhliche Kinderbuchautoren



Rösslitor Bücher AG
Webergasse 5/7/15
CH-9001 St.Gallen
T 071 2274747
F 071 2274748
www.buecher.ch

E.TGH BSV 365/202/001

Wann haben Sie Pfister zum letzten Mal gesehen?

Möbel Pfister ist immer für eine Überraschung gut. In unseren 20 Filialen in der ganzen Schweiz finden Sie die Kreationen der besten Designer, modische Accessoires aus aller Welt und eine breite Palette an Dienstleistungen rund ums Wohnen. Sie sehen: Ein Besuch beim Pfister lohnt sich. Kommen Sie doch wieder mal vorbei, wir freuen uns auf Sie.

